

Konrad Ehlich & Dorothee Heller (Hg.). 2006. *Die Wissenschaft und ihre Sprachen* (Linguistic Insights. Studies in Language and Communication 52). Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang. 323 S.

Horst Haider Munske

Universität Erlangen
Germanistische Sprachwissenschaft
Bismarckstr. 1
D-91054 Erlangen
Horst.H.Munske@spratl.phil.uni-erlangen.de

Dieser Sammelband geht zurück auf das 15. Europäische Fachsprachensymposium, das vom 29. 8. bis 2. 9.2005 an der Universität Bergamo stattfand. Sechs deutsche DaF-Wissenschaftler aus Leipzig und München, fünf italienische Germanisten und eine Finnin haben hier ihre deutschsprachigen Beiträge publiziert. In einer programmatischen Einleitung (S. 17-38) skizziert Konrad Ehlich die fragwürdige Hegemonie des amerikanischen Englisch in der Wissenschaftskultur (Monolingualisierung) und die Verdrängung der traditionellen wissenschaftlichen Mehrsprachigkeit, die seit der Frühen Neuzeit in Europa entwickelt wurde. Bedrückend ist besonders die Willfährigkeit, mit der sich die Förderungseinrichtungen (wie z. B. DFG und DAAD) dieser vermeintlichen Modernisierung unterwerfen. Offenbar ist den wenigsten bewusst, wie entscheidend die „Bindung der Wissenschaftskommunikation an Alltagssprachen“ (S. 33), d. h. vor allem an die europäischen Standardsprachen für die Teilhabe möglichst vieler am Wissenschaftsprozess ist. Mit Recht stellt Ehlich dies als eine elementare Demokratie-Forderung heraus. Sein Beitrag mündet in „Thesen zur Entwicklung der wissenschaftsprachlichen Mehrsprachigkeit“ (S. 35f.), aus denen ich besonders einen Aspekt hervorheben möchte: Es ist eine europäische Aufgabe, d. h. eine Aufgabe europäischer Politik und europäischer Institutionen, den Erhalt dieser Mehrsprachigkeit zu fördern. Dazu ist übrigens ein häufiges Missverständnis auszuräumen: Mehrsprachigkeit heißt nicht Vollkompetenz in mehreren Sprachen, entscheidend ist die Fähigkeit zu einem rezeptiven Hör- und Lese-

verständnis. Dies macht mehrsprachige Wissenschaftskommunikation möglich. So können auch Teilnehmer einer Konferenz jeweils in ihrer eigenen Sprache sprechen. Solche ‚Semikommunikation‘, wie es Einar Haugen (etwas missverständlich) nannte, funktioniert bereits vielfach unter den heutigen nordischen und romanischen Sprachen.

In den folgenden Beiträgen werden sowohl praktische Fragen und Probleme der Vermittlung wissenschaftlicher Sprache, wie sie beim internationalen Studentenaustausch auftreten, wie allgemeine Aspekte der wissenschaftlichen Kommunikation beispielreich dargelegt.

Christian Fandrych (Leipzig) untersucht an Beispielen englischer Deutschlerner „Bildhaftigkeit und Formelhaftigkeit in der allgemeinen Wissenschaftssprache als Herausforderung für Deutsch als Fremdsprache“ (S. 39-61). Als Beispiele dienen Textstellen, die Literaturreferate behandeln mit Ausdrücken wie *untersuchen*, *eingehen auf*, *hervorheben*, *aufgreifen*, *anführen* usw. Hier überschneiden sich Alltagssprache und Wissenschaftssprache und es zeigt sich, wie stark das Deutsche durch Figurativität und Idiomatizität geprägt ist. Obwohl es sich hier um praktische Fragen kontrastiver Semantik und Syntax handelt, wird zugleich auch deutlich, wie bedeutsam die muttersprachliche Kompetenz für die Teilhabe am wissenschaftlichen Diskurs ist. Sprechhandlungen, wie sie hier untersucht werden, sind sehr sprachspezifisch kodiert. An dieser Stelle knüpft Dorothee Heller (Bergamo) mit der Kommentierung charakteristischer Fehler italienischer Deutsch-Studierender an („*L'autore traccia un quadro...* Beobachtungen zur Versprachlichung wissenschaftlichen Handelns im Deutschen und Italienischen“, S. 63-85). Aufschlussreich ist auch der Hinweis, dass sich italienische Studierende, die in Erasmus-Programmen an deutsche Universitäten kommen, schwer tun mit schriftlichen Ausarbeitungen, weil sie diese Form der Lehr- und Lernpraxis aus ihrer Heimat kaum kennen. Diesem Thema („Die studentische Seminararbeit – studentische Wissensverarbeitung zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen“, S. 88-114) geht Kristin Stezano Coteló (München) anhand konkreter Beispiele unter Bezug auf ihre Dissertation nach. Um die Probleme wissenschaftlicher Kommunikation an deutschen Universitäten geht es in dem EU-Projekt EUROMOBIL, das Sabine Ylönen (Jyväskylä) am Beispiel der mündlichen Prüfung vorstellt, die in Finnland ungebräuchlich ist („Training wissenschaftlicher Kommunikation mit E-Materialien. Beispiel mündliche Hochschulprüfung“, S. 115-146). Erst die Schwierigkeiten von Gaststudierenden beleuchten wesentliche Züge der bei uns so verbreiteten Prüfungspraxis. In dieses Umfeld gehört auch das bei uns so geschätzte mündliche Referat von Studierenden im Seminar. Susanne Guckelsberger (München) erörtert dessen kommunikative Struktur, wobei vor allem dem Sprecherwechsel mit Dozenten und Kursteilnehmern Aufmerksamkeit ge-

schenkt wird (S. 147-173). Ein klassisches Thema sind die „Asymmetrien in wissenschaftlicher Kommunikation“, zu denen Giancarmine Bongo (Neapel) weiterführende Überlegungen beisteuert (S. 175-190). In die kognitiven Tiefen und kulturellen Besonderheiten der Fachkommunikation führt der zusammenfassende Beitrag von Klaus-Dieter Baumann (Leipzig) „Die interdisziplinäre Analyse rhetorisch-stilistischer Mittel der Fachkommunikation als ein Zugang zum Fachdenken“ (S. 191-226). Warum z. B. Fachtexte von angelsächsischen Autoren leichter zugänglich sind als die von deutschen oder französischen, hängt von vielen Faktoren ab, die an Fachtexten auf kulturspezifischer, sozialer, kognitiver, inhaltlich-gegenständlicher, textueller, syntaktischer und lexikalisch-semantischer Ebene analysiert werden können. Der Rezensent hofft, dass sich die Ergebnisse am Ende auch konkret fassen lassen. Ein scheinbar kurioses Phänomen der interlingualen Kommunikation behandelt Marcella Soffritti (Bologna) unter dem Titel „Der übersetzungstheoretische und -kritische Diskurs“ (S. 227-254). Es geht darum, dass es selbst den Übersetzungstheoretikern an gemeinsamen Fachtermini mangelt. So ist der deutsche Oberbegriff *Translation* für Übersetzen und Dolmetschen und entsprechend *Translationstheorie* offenbar unübersetzbar. Solche Fälle bereiten Schwierigkeiten beim Übersetzen übersetzungstheoretischer Arbeiten, die sich dann sozusagen in den eigenen Haaren verfransen. Die Autorin illustriert dies weiter an dem mehrsprachigen Lexikon *Terminologie der Übersetzung*¹, macht aber zugleich Mut zu einer „metasprachlichen Selbstregulierung“. Das Beispiel illustriert auch Bedeutung und Möglichkeiten eines mehrsprachigen Lexikons der linguistischen Terminologie, eine wichtige Voraussetzung für die viel beschworene wissenschaftliche Mehrsprachigkeit und ein sinnvolles Thema europäischer Förderung.

Die letzten Beiträge sind konkreten Beispielen gewidmet. Karl Gerhard Hempel (Messina) schreibt über „Nationalstile in archäologischen Fachtexten. Bemerkungen zu ‚Stilbeschreibungen‘ im Deutschen und Italienischen“ (S. 255-274). Es ist bemerkenswert, dass in dieser ‚Nischenwissenschaft‘ nach wie vor englische, deutsche, italienische und französische Publikationen fast gleich häufig sind und dass diese vielfach je eigene Fachstile erkennen lassen. Diese Lage hat auch zu der verbreiteten, fachlich unerlässlichen Mehrsprachigkeit der klassischen Archäologen beigetragen. Dies könnte und sollte der Linguistik ein Beispiel sein. Einen informativen Überblick gibt Ingrid Wiese (Leipzig) „Zur Situation des Deutschen als Wissenschaftssprache in

¹ Delisle J., H. Lee-Jahnke & MC. Cormier. 1999. *Terminologie der Übersetzung*. Amsterdam: John Benjamins.

der Medizin“ (S. 275-295). Dabei wird auch die Rolle der Fachzeitschriften und des Impact-Faktors als Qualitätsmerkmal beleuchtet. Zum Schluss bricht Winfried Thielmann (München) eine Lanze für die jeweilige Gemeinsprache („*it seems that light is propagated in time* – zur Befreiung des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses durch die Vernakulärsprache Englisch“, S. 296-320). An diesem Newton-Zitat sowie weiteren Beispielen der Wissenschaftsgeschichte illustriert er, wie „Innovation [...] an einzelne sprachenspezifische gemeinsprachliche Ressourcen gebunden [ist]“. Dieser Gedanke umrahmt als Leitmotiv den ganzen Band. Er findet in dem Beitrag von Thielmann einen argumentativ überzeugenden, aufrüttelnden Ausdruck.